

Lasst uns unseren Auftrag leben

Beobachtungen und Fragen zur Situation unserer Gemeinschaftsbewegung

Gnadauer Mitgliederversammlung, Hattingen, 8. - 10. Februar 2010

Gliederung

1. Grundsätzliches zum Weg der Gemeinschaftsbewegung	
1.1. Meine Vision oder: mein Gemeinschaftstraum	Seite 2
1.2. Wer sind wir und was wollen wir ?	2
2. Die missionarische Herausforderung für unsere Bewegung	
2.1. Vom Jenseits der Erlösung zur Diesseitigkeit der Erlösten (Peter Gross und Dietrich Bonhoeffer)	4
2.2. Milieus und Mission	8
2.3. Wie finden Erwachsene zum Glauben ?	10
2.4. Zwischenfazit	10
3. Gemeinsam Gott dienen	
3.1. Ehrenamtlicher Dienst	11
3.1.1 Neutestamentliche Beobachtungen	12
3.1.2 Bedeutung des Ehrenamtes und gesellschaftl Entwicklungen	12
3.1.3. ein Paradigmenwechsel	13
3.1.4. ehrenamtlicher Dienst in der Gemeinschaftsbewegung	14
3.2. Hauptamtlicher Dienst in der Gemeinschaftsbewegung	15
4. An auftragsgemäßen Strukturen arbeiten	17
5. Schlußgedanken	20

1. Grundsätzliches zum Weg der Gemeinschaftsbewegung¹

1.1. Meine Vision oder: mein Gemeinschaftstraum

Liebe Schwestern, liebe Brüder, darf ich Sie nochmals an den biblischen Text aus Jesaja 62² erinnern, über den ich bei meiner Einführung predigen durfte ? Das Bild, die Vision dieses Textes ist mir für unsere Gemeinschaftsarbeit bleibend wichtig geworden. Boten und Botinnen vom Heil Gottes sollen wir sein. Das beginnt im Gebet, in der Stille vor Gott und hat etwas zu tun mit Buße, Vergebung und neuer Hingabe. Als Botinnen und Boten des Heils haben wir „eine feste Burg“, eine Heimat, Schutz, Hilfe und Geborgenheit, aber um der Menschen willen öffnen wir die Tore und gehen hinaus: „dem Volk den Weg bereiten“. Das bedeutet doch Menschen wirklich begleiten, ernst nehmen in ihrer Lebenswelt, ihren Fragen. Das heißt, mit ihnen unterwegs sein und dabei die eigene Sicherheit und Geborgenheit zurücklassen. Heraus aus den Mauern !! Wirklich in Bewegung sein, eine „Geh-Struktur“ nicht nur pro forma, sondern ganzheitlich leben. Dabei werden die Botinnen und Boten nicht deprimiert von Schrumpfungprozessen und Spardiskussionen, sondern unermüdlich bewegt von der lebendigen Hoffnung des Reiches Gottes, das eben nicht schrumpft, sondern wächst und gedeiht. „Siehe, Dein Heil kommt!“ (Jes 62,11)

So träume ich mir Gemeinschaftsbewegung: von Gott beauftragt, aus Gehorsam und Gebet heraus dankbar und freudig lebend, beheimatet in der Gemeinschaft, aber wach zur Evangelisation und bereit für neue Wege, für ganzheitliche Begleitung, denen die harte Arbeit der Wegbereitung, der Beseitigung von Stolpersteinen und Hindernissen um der Menschen willen nicht zu schwer ist, relevant für die Gesellschaft, in der wir leben, getragen von einer lebendigen Hoffnung, die über den eigenen Horizont hinausreicht.

So träume ich - das ist meine (biblisch begründete) Vision. Teilen Sie diese Sicht ?

1.2. Wer sind wir und was wollen wir ?

Natürlich weiß ich aus der Literatur und den Protokollen unserer Bewegung, dass Gemeinschaftsleute sich zu allen Zeiten diese Frage gestellt haben: „Wer sind wir eigentlich und was wollen wir ?“ Man könnte mit einer Prise Humor diese Frage sogar als „nota communioris“, als Wesensmerkmal der Gemeinschaftsbewegung bezeichnen. Und in unserer schnelllebigen und sich rapide verändernden Zeit stellt sich diese Frage natürlich umso mehr. Ich kann auch anders fragen: Was sind unsere Alleinstellungsmerkmale? Was ist der besondere Auftrag unserer Bewegung ? Worin unterscheiden wir uns ?

Die Antwort, die ich darauf meistens erhalte, lautet: Wir sind der Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Und dem stimme ich auch uneingeschränkt zu. Es sieht so aus, als hätten, bei aller Wankelmütigkeit, unsere Väter eine Standortbestimmung erhalten, die bis heute durchträgt. Nur LEBEN wir diese Standortbestimmung auch ?

Es ist ja nicht so, dass „Evangelisation“ und „Gemeinschaftspflege“ alternativ gemeint seien - sie sind additiv und dynamisch zu verstehen. Ja ich behaupte, dass beide Begriffe nur in der Beziehung aufeinander und zueinander wirklich lebendig gelebt werden können.

Ich frage: Wie groß ist unsere evangelistische, unsere missionarische Kraft WIRKLICH ? Damit meine ich nicht unser Reden oder Lehren über Evangelisation, sondern unser konkretes Handeln, und wieviele Menschen lassen sich heute in unserer Gesellschaft landauf und landab

¹ Der diesjährige Präsesbericht wird der Öffentlichkeit ohne das Einleitungskapitel, das der Mitgliederversammlung vorgetragen wurde, zur Verfügung gestellt. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

² Jesaja 62,6-12

durch unser Zeugnis für Jesus Christus gewinnen ? Wie glaubwürdig ist die frohe Botschaft des Evangeliums aus unserem Munde, aus unserer Tat ?

Wir gelten, auch in der evangelischen Kirche, immer noch als die „Profis“ in Sachen Mission und Evangelisation, wir stellen - teils gewiß mit Recht - an die Kirche die kritische Frage, ob der Missionsbegriff inzwischen nicht viel zu weit gefasst sei, aber wie sieht es mit unseren eigenen, glaubwürdigen missionarischen Handeln aus, wie mit dem Wort, das nicht leer zurückkommt ?

Wir kritisieren zum Teil die Kirche als Organisation und wirken als Bewegung in der Kirche oftmals genauso behäbig. Nein, ich verkenne nicht den Einsatz an Zeit, Kraft und Geld vieler Ehren- und Hauptamtlicher, und dennoch frage ich, wieviel Ressourcen darauf verwendet werden, um den „Betrieb nach innen“ zu gewährleisten ? Personalkosten und Gebäude sind doch auch längst unsere Fußangeln, die uns höchstens noch mit kleinen Schritten bewegt sein lassen. Wir zitieren gerne Apostelgeschichte 2,42³ als Grundelemente gemeinschaftlichen Lebens und übersehen dabei, dass damals hauskirchliche Gemeinschaftsformen gebräuchlich waren⁴.

Dabei bin ich mir der Bedeutung eigener Gebäude und des Einsatzes von Hauptamtlichen für das Gemeindegewachstum uneingeschränkt bewußt. Wir müssen aber auch zur Kenntnis nehmen, dass wir vielerorts Gebäude in Gemeinschaften unterhalten, von denen keine evangelistische Kraft ausgeht und dass wir Hauptamtliche beschäftigen, die „eigentlich“ den Anforderungen eines solchen (missionarisch-sozialen) Dienstes (im Gemeinwesen) nicht gewachsen sind. Außerdem bleibt es schwierig und ist manchmal sogar kontraproduktiv Angebote oder Veranstaltungen unserer Gemeinschaften entweder als „evangelistisch“ oder „gemeinschaftspfliegend“ einzuordnen - wir brauchen, wie schon ausgeführt, unbedingt beides.

Fragen möchte ich in diesem Zusammenhang schließlich, ob wir zu sehr mit uns selbst beschäftigt sind, anstatt mit der Not dieser Welt und dem in Christus dargebotenen Heil ? Wenn scherzhaft gesagt wird, dass bei einem Fußballspiel Millionen Fußballtrainer vor den Bildschirmen sitzen, so haben wir es, besonders im evangelikalen Bereich, bei jeder öffentlichen Verlautbarung mit Hunderten, wenn nicht Tausenden Wächtern (und Wächterinnen) der „reinen Lehre“ zu tun. Kein Zweifel, dass Lehrfragen von hoher Bedeutung sind, dass die Unterscheidung der Geister dringend geboten ist, dass es ein Wächteramt der Kirche, gibt und dennoch lebt eine ungesunde und unchristliche Form christlicher Selbstvergewisserung aus grundsätzlichem Widerspruch und einer lieblosen Verbreitung von Halbwahrheiten, Vermutungen und Verdächtigungen. Das lässt mich so manches Mal in gleichbleibender Reihenfolge zornig, resigniert und schamrot werden und ich frage: Haben so viele Menschen, auch „unter uns“, dazu Zeit, und ist das unser Auftrag ? Zusammengefasst: Stimmt - generell gesprochen - das Verhältnis von Evangelisation und Gemeinschaftspflege noch ? Und auf welche Weisen sind wir missionarisch aktiv ? Wie erreichen wir die Menschen unserer Zeit in ihrer Unterschiedlichkeit ?

Ausgehend von dieser Grundfrage möchte ich im folgenden über die missionarische Herausforderung für unsere Gemeinschaftsbewegung (2.) sprechen und dann erörtern, was dies für unsere Bewegung in Bezug auf Ehren- und Hauptamtlichkeit (3.), was unter strukturellen Gesichtspunkten (4.) bedeutet. Einige Schlußbemerkungen (5.) runden meinen Bericht ab.

³ „Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet“.

⁴ Apg 2,46

2. Die missionarische Herausforderung für unsere Bewegung

Zur „Renaissance der Mission“ gibt es eine kaum noch überschaubare Flut von Veröffentlichungen. Mir genügt aber als Vorbemerkung, dass die biblische Grundlegung dieses Gesichtspunktes unter uns unumstritten sein sollte. Wir wissen und bejahen, dass der auferstandene Herr uns gesandt hat „alle Völker zu Jüngern zu machen“⁵ und dass wir von Paulus lernen können, „allen alles“ zu werden, damit wir „auf alle Weise einige“ retten.⁶ Ausgehend von diesem biblischen Befund möchte ich im folgenden drei herausfordernde Ansätze darstellen und in ihrer Bedeutung für die Gemeinschaftsbewegung diskutieren.

2.1. Vom Jenseits der Erlösung zur Diesseitigkeit der Erlösten (Peter Gross und Dietrich Bonhoeffer)

Der Soziologe Peter Gross hat sich 2008 in seinem Buch „Jenseits der Erlösung“⁷ mit, so der Untertitel, der „Wiederkehr der Religion und der Zukunft des Christentums“ befasst. Weil ich seine Ausführungen für eine sehr treffende Beschreibung der gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen zwei Jahrhunderte bis zur Gegenwart halte und weil ich glaube, dass sein Lösungsvorschlag das Empfinden vieler säkularisierter Mitmenschen trifft, werde ich aus seinem zusammenfassenden Schlußkapitel⁸ einen längeren Passus zitieren. Gross führt aus: *„Die Geschichte legt Zeugnis ab von der Unzufriedenheit des Menschen mit sich selbst und der Welt und vom Bestreben des Menschen, sich und die anderen und wenn möglich die Welt insgesamt zu verbessern...Das abendländische Christentum versteht sich..keineswegs nur funktional als Kontingenzbewältigungspraxi⁹s oder als liebenswürdige Begleiterin menschlichen Leids.. Auch nicht nur...als monotheistische Offenbarungsreligion. Sondern als Erlösungsreligion. Erlösung ist nicht ein, sondern der zentrale Begriff des christlichen Glaubens...Der Gedanke der Erlösung setzt auf Seiten der Menschen einen Zustand der Unerlöstheit voraus, ein Zustand freilich, der durch unsere eigenen Kräfte oder mit Hilfe eines uns gnädig helfenden Erlösers überwunden werden muss. .. Erlösung ist final, integral, endgültig, unumkehrbar. Auch als Verurteilung zu ewigem Unheil. Und Erlösung braucht einen Erlöser. Jesus Christus ist die Heilsgestalt am Ende der Tage und führt uns zu Gott, der er auch selber ist....Die Kirchenvertreter ahnen, dass sie die Herzen der Menschen mit dem Erlösungsgedanken nicht mehr erreichen. Und die gut gemeinten Hoffnungen und Weissagungen über eine Rückkehr der Religion berühren die christliche Heilsbotschaft überhaupt nicht...Deshalb weichen die Kirchen aus auf Volksweisheiten, auf Lebenskunde, Sozialarbeit und Kaffeekränzchen. Der Küster mutiert zum Touristenführer in versteinerten Katakten einer fernen, in den Deckengemälden noch erahnbaren Heilsbotschaft. Bischöfe laden zu folkloristischen Veranstaltungen und anschließend zur Besichtigung ihrer Gemäcker und allenfalls Schlafzimmer ein, aber nicht zur Anbetung des Himmels und zum Beichten der Sünden. Und siniert wird in den Kirchenvorständen darüber, ob man die Gotteshäuser für Tanzveranstaltungen und Antikmärkte freigeben soll. Das Jenseits ist nicht mehr Stachel im Diesseits, sondern ferne Erinnerung. Und die Sünden werden geoutet, nicht schamhaft verschwiegen und im Dunkeln des Beichtstuhles gebeichtet....Das Selbstverständnis der Erlösungsreligionen ist ein eminent anderes. Die Erlösungsvorstellung ist ihr Blutzentrum und das Kommen des Messias ist essenziell und unerlässlich, um das irdische Leben zu*

⁵ Mt 28,18

⁶ 1Kor 9,19-22

⁷ Peter Gross, Jenseits der Erlösung. Die Wiederkehr der Religion und die Zukunft des Christentums, Bielefeld 2008

⁸ Ebd. S.115ff

⁹ der Begriff meint in der Soziologie die grundsätzliche Offenheit menschlicher Lebenserfahrungen

bestehen und im Sinne der Heilsbotschaft zu beenden. Zerbricht es, zerbricht das Gerüst der christlichen Welt- und Todesanschauung....Der Gedanke der Erlösung setzt auf Seiten des Menschen einen Zustand der Unerlöstheit und Not voraus. Ein Wollen, ein Bedürfnis, eine Verfasstheit des Menschen, die nach Erlösung schreit. Die Erlösungskonzeption erübrigt sich und erkaltet, wenn die Erlösungsbedürftigkeit zurückgeht...Die Menschen von heute wollen nicht mehr erlöst werden vom Erlöst-werden-Wollen. Aus dem Homo peccator wird ein Peccator felix. .. Säkularisierung lässt sich indessen auch als Verweltlichung des Christentums, als Immanentisierung seiner Anschauungen und Prinzipien deuten, in denen das Vorhergehende nicht zerstört, sondern folgerichtig weitergeführt wird, das Christentum in einem anderen Gewand erscheint... Ohne seinen transzendentalen¹⁰ Inhalt mutiert die weltliche Fortführung aber häufig genug zu einer Pervertierung des Evangeliums, zur dämonischen Parodie. Radikal ist die Mutation des Christentums insofern, als die künftige Erfüllung nicht messianisch erwartet wird, sondern vom Menschen selbst zu bewerkstelligen ist. Jeder hat sein eigener Heiland zu werden. Jeder ist seines Glückes Schmied...Die Heilserwartung wird aktiviert und verwandelt sich in eine diesseitige Welt- und Menschenverbesserungsvorstellung, die vorwärts treibt...Das Leben ist die letzte Gelegenheit! Es gibt ein Leben vor dem Tod !...

Angesichts der blühenden Utopistik der letzten zwei Jahrhunderte ist, nicht nur was die Stellung des Menschen in der Naturgeschichte betrifft, eine Desillusionierung eingetreten. Vorbei die hohe Zeit der Reformlügen, auch was die Weltgesellschaft betrifft. Denn im Großen ist wenig gelungen...und immer noch ist der Mensch sich Problem und Rätsel und ist sich in doppelter Hinsicht unverfügbar: dadurch, dass er ist und dadurch, dass er stirbt. Der Raum des Unverfügbaren scheint in Anbetracht des Weltganzen sogar anzuwachsen und das Vakuum sich zu vergrößern...Aber muß deshalb die Vernunft an sich selbst verzweifeln ? Muss die Tatsache, dass der Wille, das Unverfügbare verfügbar zu machen, paradoxerweise den Raum des Unverfügbaren ausweitet, elend stimmen ? Und nach überraschender Erlösung seufzen lassen ? Nach einem Revival der christlichen Heilsbotschaft ?... Es strecken sich uns zwar wieder die weit geöffneten Arme der Kirche entgegen...Aber unwahrscheinlich ist es, dass der alte christliche Heilsglaube neu erwacht...Was also, und das ist die über Platz und Zukunft der Religion in der modernen Gesellschaft entscheidende Frage, was also, wenn das Unverfügbare nicht mehr als Drohung und Strafe, sondern anders ausgelegt wird ?..Was also, wenn, mit anderen Worten, diese irdische Welt nicht mehr in eine überirdische, eigentliche hinein erlöst werden muß, sondern man es vielfach bei der Differenz belässt ? Das Ende des Erlösungsglaubens bedeutete auch das Ende der weltlichen Endlösungsphantasien...Und gleichzeitig eröffnete es eine Neudeutung der Christologie. Einer Christologie, die nicht die Passion Christi, sondern die Auferstehung in den Vordergrund rückt - und ein Evangelium, das nicht die Hoffnung auf ein ewiges Leben nährt, sondern den Aufenthalt im Endlichen, im Unvollkommenen lehrt... Aber auferstehen könnte ein Christentum, das nicht die Erlösung, sondern die Unvollkommenheit ins Zentrum stellt, und das den Mangel als Geschenk, die Verletzung als Stachel und den Stachel als Wehr sieht...Jedenfalls würde damit etwas wegfallen, was die Erlösungsreligionen, seien sie nun himmlisch oder irdisch gewandt, auch erbarmungs- und gnadenlos macht. Wegfallen würde die Hoffnung, dass ein Leben nach dem Tod das Leben vor dem Tod kompensiere. Erledigen würde sich auch die Frage, ob Leben vor dem Tod ein defizitäres Sein wäre. Leben ist gegeben durch den Tod...So lässt sich eine gelassene Religiosität denken, welche eine Transzendenz akzeptiert, ohne in diese eingehen zu wollen..Denn ein Menschsein, das zwar um das Leid des Menschen weiß, kann aber muss nicht zwingend einen Drang zur Befreiung und Erlösung von diesem entwickeln...Ist es nicht an der Zeit, die Anstrengungen selbst zum Fundament zu machen und im Sinne der „schwachen“ Anthropologie, diese allen Menschen

¹⁰ „Transzendenz“ ist im Gegensatz zur „Immanenz“ das über sich selbst, auch über empirische Erfahrungen, hinausweisende.

innewohnende, gemeinsame Schwäche als ihre Stärke und als Basis eines Denkens zu sehen, das heilt vom Errettungs-, Erlösungs- und Endlösungsglauben ?“

Soweit, liebe Schwestern, liebe Brüder, dieses lange Zitat, das recht einleuchtend das Dilemma des christlichen Zeugnisses in unserer Gesellschaft beschreibt. Verdiesseitigung des Heils, Anthropologisierung¹¹ der Theologie, die oftmals fast peinlich anmutenden Bemühungen von Kirche und Christenheit in irgendeiner Weise, fernab vom Zentrum des christlichen Glaubens, für die Menschen noch relevant zu sein, Ernüchterung über das Zerstreien der diesseitigen Paradiesvorstellungen ohne dass sich dadurch eine neue Attraktion zum christlichen Glauben einstellt, einfach weil die Menschen heute gar nicht mehr erlöst werden wollen, sondern bereit sind, mit der Differenz zu leben und zu sterben. Der Differenz zwischen Können und Wollen, zwischen Leid und Glück, zwischen Unvollkommenheit und Vollkommenheit, all das kennt jeder, der aufgeklärte Zeitgenossen mit dem Evangelium erreichen möchte.

Selbstverständlich werden wir Peter Gross nicht darin folgen, nun deshalb die Erlösung als Mitte christlichen Glaubens aufzugeben oder uns anthropologisch davon „heilen“ zu lassen. Dennoch bleibt die Frage, wie es uns dann möglich sein sollte, in unserer heutigen Zeit nicht einfach ein „missionarisches Programm“ zu erfüllen, sondern die Menschen wirklich mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen ? Wenn Gott in Jesus Christus Mensch geworden und die Welt mit sich versöhnt hat, kann es nicht die Frage sein, OB das möglich ist, sondern WIE, weniger im Sinne einer Methodik, als vielmehr einer Erkenntnis und daraus dann folgenden Haltung.

Hilfreich finde ich hierfür Ausführungen Dietrich Bonhoeffers, dem ich in meiner eigenen theologischen Entwicklung viel zu verdanken habe. In „Widerstand und Ergebung“, seinen von Eberhard Bethge 1951 herausgegebenen Briefen und Aufzeichnungen aus der Haft, spricht Bonhoeffer davon, dass Gott nicht erst an den „Grenzen unserer Möglichkeiten“, sondern mitten im Leben erkannt werden muß; *„im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden.“* Der Grund dafür liegt in der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Er ist die Mitte des Lebens und ist keineswegs *„dazu gekommen, uns ungelöste Fragen zu beantworten“*¹² Bonhoeffer spricht davon, dass der Mensch gelernt habe *„in allen wichtigen Fragen mit sich selbst fertig zu werden ohne Zuhilfenahme der „Arbeitshypothese: Gott“*¹³. *„Katholische und protestantische Geschichtsschreibung sind sich nun darüber einig, dass in dieser Entwicklung der große Abfall von Gott, von Christus, zu sehen sei, und je mehr sie Gott und Christus gegen diese Entwicklung in Anspruch nimmt und ausspielt, desto mehr versteht sich diese Entwicklung selbst als antichristlich. Die zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Lebensgesetze gekommene Welt ist ihrer selbst in einer Weise sicher, dass uns das unheimlich wird....Man versucht der mündig gewordenen Welt zu beweisen, dass sie ohne den Vormund „Gott“ nicht leben können. Wenn man auch in weltlichen Fragen schon kapituliert hat, so bleiben doch immer die sogenannten „letzten Fragen“ - Tod, Schuld - auf die nur „Gott“ eine Antwort geben kann und um derentwillen man Gott und die Kirche und den Pfarrer braucht. Wir leben also gewissermassen von diesen sogenannten letzten Fragen der Menschen. Wie aber, wenn sie eines Tages nicht mehr als solche da sind, bzw. wenn auch sie „ohne Gott“ beantwortet werden ?*¹⁴ Bonhoeffer hält es für einen Irrweg einem sicheren und zufriedenen Zeitgenossen nun nachweisen zu wollen, dass er in Wirklichkeit eben doch unglücklich und unzufrieden sei¹⁵ und folgert: *„Der einfache Mann, der sein tägliches Leben in Arbeit und Familie und gewiß auch mit allerlei Seitensprüngen zubringt, wird nicht*

¹¹ im Sinne von „Vermenschlichung“

¹² Zitiert nach, D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, München 1955, S. 211

¹³ ebd. S. 215

¹⁴ ebd. S. 217

¹⁵ ebd.

getroffen. Er hat weder Zeit noch Lust, sich mit seiner existenziellen Verzweiflung zu befassen und sein vielleicht bescheidenes Glück unter dem Aspekt der „Not“, der „Sorge“, des „Unheils“ zu betrachten.¹⁶ Bonhoeffer fasst diesen Gedankengang zusammen, indem er sagt: „Ich will also darauf hinaus, dass man Gott nicht noch an irgendeiner allerletzten heimlichen Stelle hineinschmuggelt, sondern dass man die Mündigkeit der Welt und des Menschen einfach anerkennt, dass man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht „madig macht“, sondern ihn an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert“¹⁷. Weil wir Kinder unserer Zeit sind, können wir nicht anders leben als „etsi deus non daretur“¹⁸. Bonhoeffer meint damit ein „weltliches Leben“¹⁹, so wie Gott in Christus durch seine Menschwerdung „weltlich“ geworden ist. Eine „tiefe Diesseitigkeit voller Zucht in der die Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig ist“²⁰, die ganz darauf verzichtet selbst etwas aus sich zu machen, sondern bereit ist, „in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Mißerfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit zu leben“ und sich so „Gott ganz in die Arme wirft“²¹. Im Entwurf einer Arbeit spricht Bonhoeffer dann das „Für- andere-da-sein“ Jesu als Transzendenzerfahrung aus. Hierin sieht Bonhoeffer eine für den modernen mündigen Menschen erkennbare „Umkehrung allen menschlichen Seins“²². Glaube ist dann das „Teilnehmen an diesem Sein Jesu“. Unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben im „Dasein-für-andere“²³. Und er folgert: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Um einen Anfang zu machen, muß sie alles Eigentum den Notleidenden schenken. Die Pfarrer müssen ausschließlich von den freiwilligen Gaben der Gemeinden leben, evtl. einen weltlichen Beruf ausüben. Sie muß an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muß den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heißt „für andere da zu sein“²⁴.

Ich breche hier ab, einmal weil es Dietrich Bonhoeffer nicht vergönnt gewesen ist, seine Gedanken zu Ende zu führen, aber auch, weil ich niemanden mit eher fremd klingenden Gedankengängen überfordern will. Trotzdem hoffe ich, dass Sie erkennen, inwiefern diese Überlegungen für uns wesentlich sein können. Wir erleben doch allerorts die äußerst reduzierte Ansprechbarkeit des Menschen auf religiöse Fragen, und wie oft versuchen wir dann, den Menschen eine Not, ein Vakuum einzureden, das sie selbst nicht empfinden. Der Strom des Lebens und der Gesellschaft geht an uns und unseren evangelistischen Bemühungen viel zu oft vorbei. Wenn Peter Gross Recht hat, dass die Menschen heute bereit sind, defizitär zu leben, ohne diese Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit soteriologisch schließen zu lassen, dann verlangt der missionarische Auftrag von uns, dass wir uns auf die Lebenswelt der Menschen, die vollkommen ohne christliches Gedankengut auskommen, einlassen. Mir geht es nicht um eine Expertendiskussion über Bonhoeffers Entwurf einer mündigen Welt und eines diesseitigen Christentums als „Da-sein-für andere“, sondern um den Impuls, dass wir als Gemeinschaftsleute heute Menschen sein müssen, die tief und weit im gesellschaftlichen Leben verwurzelt sind.²⁵ Etwas, was uns eher schwer fällt, weil wir einerseits einen erheblichen Teil unserer Mitglieder über Generationenfolgen, also schon tief gemeinschaftlich sozialisiert, gewinnen und andererseits, weil das Leben in unseren

¹⁶ ebd. Vgl. ebd. S.230

¹⁷ ebd. S. 236

¹⁸ „als ob es Gott nicht gäbe“ ebd. S.241

¹⁹ ebd. S.244

²⁰ ebd. S.248f.

²¹ ebd. S. 249

²² ebd. S. 259

²³ ebd.

²⁴ Ebd. S. 261

²⁵ vgl. hierzu auch B. Weber, Der Fischer Weltalmanach: Ein Buch für Christen. Christlicher Glaube und gesellschaftliche Verantwortung, in: C.Morgner (Hg.), Das lässt hoffen, Gießen und Basel 2009, S. 206-220

Gemeinschaften oftmals einen großen Teil unseres Alltags in Beschlag nimmt. Es wird, davon bin ich fest überzeugt, und darüber bin ich auch gerne bereit zu streiten, einen missionarischen Lebensstil nicht geben, ohne die von Bonhoeffer beschriebene „züchtige Diesseitigkeit“ und auch nicht ohne das „Kirche sein für andere“. Wir erfüllen ja weithin schon die Bedingungen, die Bonhoeffer für eine Kirche der Zukunft benannt hat. Es kommt darauf an, dass wir, wenn die Menschen denn die christlichen Worte nicht mehr hören können, nun die christlichen Taten, das heißt das glaubwürdige Leben in der Nachfolge Jesu Christi, sehen und dadurch hörbereit und auf die christliche Botschaft ansprechbar werden. Deshalb plädiere ich so vehement und nachhaltig für die Wiederentdeckung, Stärkung, Vertiefung unseres diakonischen Profils, dafür, dass wir wirklich „Gemeinschaft/Gemeinde/Kirche für andere“ sind. Wir brauchen eine gemeindenahere Diakonie, die im Umkreis unserer Gemeinden und Gemeinschaften „einen Unterschied“ macht. Und wir sollten die reichen Erfahrungen und die Kompetenzen unserer großen diakonischen Werke und der Diakonissenmutterhäuser in diese Prozesse unbedingt mit einfließen lassen. Dabei gilt, dass diese Zuwendung zum Nächsten in der gesamten biblischen Botschaft einen Eigenwert hat. Sie ist keinesfalls nur „Mittel zum Zweck“, sondern Teil der Ganzheitlichkeit, in der Gott uns geschaffen, versöhnt und erlöst hat. Nach meiner Auffassung sind persönliche Evangelisation einerseits und missionarisch-diakonischer Lebensstil einer Gemeinschaft, einer Gemeinde andererseits die Faktoren, die für die weitere Entwicklung unserer Gemeinschaftsarbeit entscheidend sein werden.

2.2. Milieus und Mission

In den vergangenen Jahren hat der Milieubegriff „fröhliche Urständ“ gefeiert²⁶. Besonders der empirisch bedingte Milieuansatz von Gerhard Schulze²⁷ erfreut sich einer weitreichenden Rezeption. Die von sinus sociovision vorgelegten Sinus-Milieus bilden heute meist die Grundlage für die kirchlichen Diskussionen über Milieufragen. Auf der Homepage von sinus sociovision²⁸ ist zu lesen: *„Die Sinus-Milieus® verbinden demografische Eigenschaften wie Bildung, Beruf oder Einkommen mit den realen Lebenswelten der Menschen, d.h. mit ihrer Alltagswelt, ihren unterschiedlichen Lebensauffassungen und Lebensweisen.... Dadurch wird der Mensch ganzheitlich wahrgenommen, im Bezugssystem all dessen, was für sein Leben Bedeutung hat.*

Die Sinus-Milieus® sind als wissenschaftlich fundiertes Modell etabliert. Sie werden kontinuierlich durch Begleitforschung und Beobachtung soziokultureller Trends aktuell gehalten. Auf ihrer Basis arbeiten führende Markenartikelhersteller und namhafte Dienstleister aller Branchen, viele öffentliche Auftraggeber aus Politik, Medien und Verbänden ebenso wie Werbe- und Mediaagenturen in der strategischen Planung wie in der operativen Umsetzung – national wie international...

Um Menschen bzw. Zielgruppen zu erreichen, muss man ihre Befindlichkeiten und Orientierungen, ihre Werte, Lebensziele, Lebensstile und Einstellungen genau kennen lernen, muss man die Lebenswelten der Menschen „von innen heraus“ verstehen, gleichsam in sie „eintauchen“. Nur dann bekommt man ein wirklichkeitsgetreues Bild davon, was die Menschen bewegt und wie sie bewegt werden können.“

Nach den üblichen Reaktionsphasen der Ablehnung, der Euphorie, der detaillierten Wahrnehmung hat sich nun ein reflektierter Umgang mit der Milieuforschung etabliert. Das bedeutet, dass deren Erkenntnisse nicht verabsolutiert werden dürfen, so als sei die

²⁶ Zur Milieufrage in der Gemeinschaftsbewegung vgl. auch C. Morgner, Milieu und missionarischer Auftrag in: C.Morgner (Hg.), Das lässt hoffen, Gießen und Basel 2009, S. 123-138

²⁷ Gerhard Schulze, Erlebnisgesellschaft, Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt 2005

²⁸ <http://www.sociovision.de/loesungen/sinus-milieus.html>

Milieuprägung exklusiv, unveränderlich und unüberwindlich, aber auch keinesfalls ignoriert, nur weil davon nichts in der Bibel steht oder es das „früher auch nicht gegeben hat“.

Die Milieuforschung hilft uns zu verstehen, warum Menschen sich nicht von jeder Person oder jedem Gemeindeprogramm ansprechen lassen oder heimisch werden. Es hilft auch dabei, Zielgruppenarbeit nicht nur altersspezifisch zu verstehen, sondern etwa auch Bildung und Lebensgefühl mit einzubeziehen. Es erklärt, warum wir in den Kerngemeinden der Kirchengemeinden ebenso wie in unseren Gemeinschaften und Gemeinden in der Regel „ähnliche“ Menschen vorfinden.

Wesentlich ist nun die gesicherte Erkenntnis, dass die Großkirchen mit ihrer gemeindlichen Arbeit vor allem nur 2 der 10 Milieus gut erreichen, nämlich „Traditionsverwurzelte“ (14% der Bevölkerung) und „Konservative“ (5%). Lediglich zum Milieu der „bürgerlichen Mitte“ (15%) gibt es ebenfalls noch Berührungspunkte. Die übrigen Milieus²⁹ werden vom kirchlichen Angebot kaum erreicht. Das bedeutet, dass die Kirchen zwar von der sozialen Lage betrachtet, Unter-Mittel- und Oberschicht ansprechen, von der Grundorientierung aber vor allem die Milieus der traditionellen Werte (Pflichterfüllung, Ordnung), zum geringen Teil auch noch Menschen die sich nach Modernisierung, Individualisierung, Selbstverwirklichung und Genuss ausrichten, keinesfalls aber die Milieus, die sich von Neuorientierung, Multi-Optionalität, Experimentierfreude und Leben in Paradoxien leiten lassen.

Wenn wir nun (begründet) annehmen, dass auch wir in der Gemeinschaftsbewegung in etwa die Milieus der Großkirchen ansprechen, so bedeutet das, dass sich die Arbeit der Kirchen, einiger Freikirchen und der Gemeinschaften vor allem auf etwa 19 - 34 % der Bevölkerung bezieht. Unsere Mitglieder, wir selbst, entstammen offensichtlich überwiegend diesen Milieus, und Menschen aus diesen Milieus können wir auch mit unseren Gemeindeformen und Angeboten eine Heimat bieten, allerdings in Gemeinschaft (und im Wettbewerb!) mit den Großkirchen und etwa den Freien Evangelischen Gemeinden.

Mit diesen Ergebnissen wird nun jedes Werk, jede Einrichtung, jeder Verband, auch jede Gemeinschaft und Gemeinde Gnadaus eigenständig umgehen müssen: wir können folgern, dass sich unser Auftrag überwiegend auf diese (schon erreichten) Milieus erstreckt und uns bemühen, mit vielen uns vertrauten und bewährten Angeboten und Methoden genau diese Milieus auch weiterhin zu erreichen oder wir können die Einsicht gewinnen, dass der Missionsauftrag Jesu und auch der Auftrag der Gemeinschaftsbewegung sich auf alle Milieus unserer Gesellschaft erstreckt, mit der Folge, dass sich unsere Methoden, Arbeitsformen und Ansätze ganz erheblich ausweiten müssen. Bei beiden Entscheidungsrichtungen - wie bei allen Zwischenformen - kann es sinnvoll und geboten sein, Klarheit über die Milieus zu gewinnen, die sich etwa in der Umgebung einer Gemeinschaft befinden oder die eine Gemeinde als Zielgruppe ausgewählt hat. Die entlastende und belastende Botschaft zugleich lautet: Kein Einzelner und keine Gemeinde, kein Werk und keine unserer Gruppen kann alle erreichen.

Auch unter dem Aspekt der Milieuforschung gewinnen deshalb das bewußte Leben in dem je eigenen Milieu und die persönliche Evangelisation an Bedeutung. Es ist die Frage, ob jede und jeder wirklich „allen alles“ glaubhaft werden kann oder ob es nicht geboten wäre, Christinnen und Christen, die zu bestimmten Milieus gehören, zum spezifischen Dienst in diesen Milieus, mit Methoden und Formen die für diese Zielgruppe authentisch sind, auszusenden und umfassend zu unterstützen und zu begleiten.

Und gemeindenaher Diakonie hat auch nach diesem Ansatz deshalb eine herausragende Funktion, weil soziales Handeln als „Querschnittsmerkmal“ die meisten Milieus entweder erreicht oder zumindest tangiert.

²⁹ DDR-Nostalgische (4%), Etablierte (10%), Postmaterielle (10%), moderne Performer (10%), Experimentalisten (9%), Hedonisten (11%) und Konsum Materialisten (12%)

2.3 Wie finden Erwachsene zum Glauben ?

Das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung unter Leitung von Prof. Michael Herbst in Greifswald führte 2008/2009 eine empirische Studie in mehreren Regionen Deutschlands durch, deren Ergebnisse seit vergangenen Herbst vorgelegt wurden³⁰ und inzwischen gewiß auch vielen von uns schon bekannt sind. Ich kann mich deshalb kurz auf die in unserem Zusammenhang relevanten Ergebnisse beschränken:

„Konversionen“ als „Vergewisserung“, „Entdeckung“ oder „Lebenswende“ ereignen sich „mittig“: in der Mitte der Volkskirche, in der Mitte des Lebens und überwiegend aus der „bürgerlichen Mitte“. Eine breite Palette von gemeindlichen Veranstaltungen für unterschiedliche Zielgruppen, insbesondere aber auch Kleingruppen (primär Glaubenskurse (66%), auch Hauskreise) waren dabei hilfreich. Entscheidend erscheint die personale Begleitung. Hier sind vor allem Freunde und Bekannte, auch Ehrenamtliche, und Hauptamtliche (Pfarrer, Pastoren) zu nennen, deren jeweilige Bedeutung allerdings in den unterschiedlichen Phasen der Konversion wechselt. Konversion ist oftmals ein jahrelanger Prozess(durchschnittlich 5,8 Jahre), bei dem evangelistische Großveranstaltungen (50%, aber nur 7% „gingen nach vorne“) eine geringere Rolle als erwartet spielen, das (stille) Gebet allerdings eine hohe Bedeutung hat.

Grenzen hat die Studie natürlich darin, dass es schwierig ist „repräsentative Konvertiten“ zu befragen. Es bleibt ein gewisser unumgänglicher Zirkelschluß. Dennoch ist die Studie eine wirkliche Hilfe für die Fragen nach Evangelisation und Mission und bestätigt meines Erachtens einige der bisherigen Erkenntnisse. Evangelisation braucht persönliche Kontakte von Christinnen und Christen mit Familienangehörigen, Arbeitskolleginnen und Freunden, die dabei einen „langen Atem“ haben und auf eine ansprechende, einladende Gemeinde verweisen können. Ehren- und Hauptamtliche werden dabei gleichermaßen in ihren jeweils unterschiedlichen Funktionen gebraucht. Ganz unterschiedliche „Schwellenrituale“ helfen Menschen in ihrem Konversionsprozess zum Ziel zu kommen.

2.4 Zwischenfazit

Selbstverständlich ist es programmatisch zu verstehen, wenn ich in meinem ersten Präsesbericht die Grundaufgaben der Gemeinschaftsbewegung, Evangelisation und Gemeinschaftspflege unter besonderer Betonung der Evangelisation hervorhebe. Dabei soll meine „Korrektur- und Hörbereitschaft“ im bisher Ausgeführten auch bewußt dadurch deutlich werden, dass ich abschließend die für mich wesentlichen Gesichtspunkte in Frageform zusammenfasse:

- stehen wir noch zu „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ als, in diesem direkten Zusammenhang(!), unaufgebbares Proprium³¹ und erkennbares Alleinstellungsmerkmal unserer Bewegung ?
- gelingt uns eine lebendige und geistlich gesunde Verhältnisbestimmung zwischen diesen beiden Polen unserer Arbeit, oder ist die Gemeinschaftspflege mit allen damit verbundenen Faktoren dabei, unsere evangelistische Kraft zu schwächen oder gar auszulöschen ?
- sind wir in unseren je unterschiedlichen Verantwortungsbereichen bereit, ehrlich und nüchtern diesen Sachverhalt zu überprüfen ?
- sind wir zur Buße und zur Umkehr bereit, wenn wir erkennen, dass wir unserem Auftrag und damit unserem Herrn untreu geworden sind ?

³⁰ Wie finden Erwachsene zum Glauben ? Leitfaden zur Präsentation der Ergebnisse, Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (Hg.), Greifswald 2009

³¹ als „Besonderes“, als das „Eigentümliche“ unserer Bewegung verstanden

- sind wir auch zu strukturellen Reformen und zur Beschreitung ganz neuer Wege bereit, wenn uns diese aus geistlicher Einsicht als geboten erscheinen ?
- welche evangelistischen Wege und Methoden halten wir in unserer Zeit und Gesellschaft für geboten und segensreich ?
- welche Rolle spielen die Ergebnisse der Milieuforschung dabei ?
- wie steht es mit der Befähigung unserer Gemeinschaftsleute, ob haupt-oder ehrenamtlich, zur persönlichen Evangelisation, und wie fördern und unterstützen wir diese Befähigung ?
- welche Bedeutung soll und kann diakonisches Handeln als vom Evangelium gebotener Eigenwert, aber auch in seiner Bedeutung für eine ganzheitliche und glaubwürdige Evangelisation in unserem Verantwortungsbereich gewinnen?
- sind wir bereit, offen und unvoreingenommen zu bedenken, welche Gemeinschafts-oder Gemeindeform, welches der 3 Gnadauer Modelle am jeweils konkreten Ort unter den postmodernen Verhältnissen verheißungsvoll sein könnte ? Dabei will ich hinzufügen, dass ich diese Bandbreite der 3 Modelle für einen großen Reichtum unserer Bewegung halte und davon überzeugt bin, dass wir auch zukünftig alle Modelle gleichwertig brauchen werden.
- wie können wir gerade in großstädtischen Verhältnissen deutlich erkennbarer und auch „relevanter“ arbeiten ? Diese letzte Frage „verdanke“ ich meinem Vorstandsbruder Rudolf Westerheide, der auch aus dem Bereich des EC berichten kann, dass wir uns, gerade in großstädtischen Verhältnissen mit unserer Gemeinschaftsarbeit eher schwer tun³². Bei dem hohen Grad der Urbanisierung in unserem Land sollten wir diesem Faktum, wenn es denn zutrifft, besondere Aufmerksamkeit widmen. Es unterstützt die These der Milieugebundenheit unserer Arbeit, denn gerade in den Groß- und Millionenstädten sind die Milieus, mit denen wir keine oder eine sehr geringe Schnittmenge haben, stark ausgeprägt.

3. Gemeinsam Gott dienen

3.1. Ehrenamtlicher Dienst

Mein geschätzter Vorgänger hat in seinem Präsesbericht 2006³³ das Thema der Mitarbeiterschaft ausführlich erörtert. Auch deshalb erlaube ich mir hier eine gewisse zusammenfassende Darstellung. Wichtig ist mir diese Thematik trotzdem, weil sie für den weiteren Weg unserer Bewegung eine entscheidende Bedeutung hat.

Wir alle wissen es. Die Gemeinschaftsbewegung hat von Anfang an, unter Bezugnahme auf Impulse Martin Luthers aus seiner „Deutschen Messe“ und Philipp Jakob Speners aus seiner „Pia Desideria“, die Verwirklichung des Priestertums aller Gläubigen zu einem ihrer Hauptanliegen gemacht. Programmatisch befasste sich bei der ersten Gnadauer Pfingstkonferenz 1888 das erste Referat von Friedrich Fabri mit dieser Frage.³⁴

³² Vgl. hierzu und zu gesellschaftlichen Entwicklungen insgesamt: R. Westerheide, Die Zukunft gestalten: Wie uns gesellschaftliche Entwicklungen herausfordern in: C.Morgner (Hg.), Das lässt hoffen, S. 223-230

³³ Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Pastorale Anmerkungen zu Leben und Dienst in unserer Gemeinschaftsbewegung, S.38-66

³⁴ Die Berechtigung, die Notwendigkeit und die Grenzen der Lientätigkeit in: G.J.Pfleiderer, Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.-24.Mai 1888). Über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Lientätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, über Heiligung, Bibel- und Gebetsstunden u.a., Gnadau 1888. Neubearbeitet von Johannes Dreßler, Berlin 1987, S.37ff.

3.1.1 Neutestamentliche Beobachtungen

Am Anfang stand das Ehrenamt. Menschen, mitten im Leben, ließen sich in die Nachfolge Jesu rufen. Paulus etwa lebte von seiner Hände Arbeit (Apg 18,3). Für seine Theologie grundlegend ist das Verständnis der Gemeinde als Leib Christi. Alle Glieder sind gleich wichtig und können ihre je spezifische Aufgabe nur als Teil des Ganzen ausüben.³⁵

Dieses Bild des Leibes Christi, bei dem Christus das Haupt ist³⁶, ist bei Paulus verbunden mit der sogenannten „Charismenlehre“. Jedes Glied hat eine besondere Gabe und damit auch eine besondere Aufgabe³⁷. Wichtig ist, dass dieser paulinische Ansatz nicht nur als „Dienstmodell“ verstanden werden darf, sondern grundlegend als „Gemeinschaftsmodell“ der Teilhabe und Ergänzung: *„Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.“*³⁸ Ebenfalls prägend wurde das neutestamentliche Verständnis der in Jesus Christus geschenkten Unmittelbarkeit eines jeden Menschen zu Gott, das „Priestertum aller Glaubenden“.³⁹ Jede und jeder Einzelne haben unmittelbar Anteil an der Gnade und den Gaben, und in ihrem Dienst ist Jesus Christus selbst gegenwärtig.

3.1.2 Bedeutung des Ehrenamtes und gesellschaftliche Entwicklungen

Erstaunlicherweise gewinnt das „Ehrenamt“ erst ab dem 18. Jahrhundert durch die preußische Ständeordnung seine heute ihm zukommende Bedeutung, obwohl es schon in der Antike den Dienst am Gemeinwesen gab. „Ehrenämter“ waren lange Zeit aber privilegierten Menschen, Adligen und reichen Bürgern, vorbehalten. Heute bezeichnet man mit „Ehrenamt“ eine unentgeltliche, verantwortungsbewußte und kreative Mitgestaltung des Gemeinwesens. Die Freiwilligensurvey 2004⁴⁰ hat gezeigt, dass sich in der Bundesrepublik ein hoher Anteil von 36 % freiwillig engagiert. Dabei ist die zugleich beruflich angespannteste Gruppe von 40 bis 49 Jahren mit 42% dieser Altersgruppe am aktivsten, es folgen 50-59 Jahre (40%), 60-64 Jahre (38 %) und 30-39 Jahre (37%). Es ist bemerkenswert, dass die Gruppe der 14-19jährigen ebenfalls zu 37% und damit leicht überdurchschnittlich aktiv ist. Von 65-69 Jahre beträgt das Engagement nur noch 35%, die 20-29 jährigen sind nur zu 33 % aktiv und werden nur noch von der Gruppe der 70 bis 74jährigen mit 26% unterboten. Mit 39% engagieren sich in Deutschland immer noch mehr Männer ehrenamtlich als Frauen (32%). Dies ist vor allem Sportvereinstätigkeiten und etwa Rettungsdiensten, technischen Hilfswerken geschuldet - im kirchlichen Bereich überwiegt das weibliche Ehrenamt.

Ein hoher Grad ehrenamtlichen Engagements, vor allem im Bereich „Schule und Kindergarten“, hat etwas mit Selbstbetroffenheit zu tun. Bei immerhin 23% besteht auch ein Zusammenhang zwischen beruflicher Tätigkeit und ehrenamtlichem Engagement. Die eigene Altersgruppe ist bei 31% (ältere Menschen) bis 54% (Jugendliche) auch die Zielgruppe. Interessant festzuhalten ist noch, dass Kirchenbindung zu einem überdurchschnittlich hohen zivilen Engagement führt.⁴¹

Für Kirchengemeinden gilt, dass etwa 90% der Mitarbeitenden ehrenamtlich tätig sind. Das heißt, dass auf jede hauptamtliche Stelle 45 Ehrenamtliche kommen.

Ich halte dieses Zahlenmaterial für aufschlußreich und vermute, dass die Quote der Ehrenamtlichkeit in der Gemeinschaftsbewegung noch einmal deutlich höher liegt.

³⁵ 1Kor 12,12ff

³⁶ Eph 4,15; Kol 1,18

³⁷ 1 Kor 12,4ff

³⁸ 1 Kor 12,26

³⁹ 1 Petr 2,5,9

⁴⁰ Bernhard von Rosenblatt (Hg), Freiwilliges Engagement in Deutschland, 1999-2004, München 2005

⁴¹ Die Auswertung der Zahlen erfolgte auf der Basis eines Vortrages von Prof. Dr. Thomas Rauschenbach, der im Lesebuch zur Vorbereitung des Schwerpunktthemas der EKD-Synode im Oktober 2009, S.7-29 abgedruckt war

3.1.3 ein Paradigmenwechsel⁴²

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland befasste sich auf ihrer letzten Tagung in Ulm mit dem Schwerpunktthema „Ehrenamt“.⁴³ Dort war wiederholt von dem auch in unseren Kreisen erkennbaren Paradigmenwechsel die Rede. Im Beschluss zur Kundgebung zum Schwerpunktthema „Ehrenamt Evangelisch Engagiert“ heißt es: *„Neben dem Ehrenamt, das sich durch jahrelanges und verlässliches Engagement für Kirche und Gesellschaft auszeichnet und nach wie vor für viele Handlungsfelder unverzichtbar bleibt, hat sich aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen ein neuer Typus von Ehrenamtlichkeit entwickelt. Viele Menschen nehmen heute das freiwillige Engagement auch als Chance für die eigene Persönlichkeitsentwicklung wahr“*⁴⁴.

Das heißt, neben (!) einem „traditionellen Ehrenamt“, das überwiegend aus altruistischen⁴⁵, pflichtorientierten Motiven gespeist wurde, geht es im „neuen Ehrenamt“ heute vermehrt um einen persönlichen Gewinn. Menschen wollen durch ihr Engagement Sinn, Spaß und Gewinn, etwa Bildungsgewinn oder Kompetenzsteigerung, erfahren. Persönlichkeitsentwicklung und Selbstentfaltung sind heute wesentliche Motive einer Mitarbeit, die sich selten nur noch langfristig bindet, sondern oftmals projektbezogen oder punktuell in einem genau umgrenzten Bereich geschieht.

Die EKD-Synode formuliert: *„Es ist kirchliche Aufgabe, sich noch stärker für diese „neuen“ Ehrenamtlichen zu öffnen und Gelegenheiten für die Entfaltung von deren Gaben und Interessen zu schaffen. Ein wichtiges Instrument dafür sind Vereinbarungen zum freiwilligen Engagement, in denen das Bedarfs- und Aufgabenspektrum der Gemeinde oder Organisation mit den Bedürfnissen und Wünschen der Ehrenamtlichen abgestimmt wird. Das Ziel ist die Klärung der Einsatzfelder, der Kompetenzen und des Zeitrahmens übertragener Tätigkeit.“*⁴⁶

Prof.Dr.Stoellger definierte diese neue Form der Ehrenamtlichkeit als „Tausch“ und warnte, was von der Synode so umfänglich nicht rezipiert wurde, davor, Ehrenamt in der Kirche ausschließlich so zu verstehen. Ehrenamt sei eben nicht nur Tausch, sondern auch Gabe. *„Das Unbezahlbare des Engagements besteht gerade darin, nicht das Seine zu suchen, sondern der Nächsten Bestes“...Liebe und Hoffnung geben hin, was sie haben, ohne Kalkül der Vergeltung...Im Zeichen des Tauschs wird immer ein eigener Nutzen erwartet: dass etwas zurückkehrt zu mir, dass ich etwas davon habe. Im Zeichen der Gabe wird gerade auf diesen Nutzen verzichtet. Es wird gegeben bis zur Verausgabung. Die Liebe lebt so, und deswegen ist sie auch die Lebensform des Glaubens.“*⁴⁷ Stoellger insistiert auf dieser Unterscheidung, ohne dabei ein „evangelisches Reinheitsgebot“⁴⁸ aufzustellen. Ziel von Kirchenleitung und Gemeinden sei es *„Gabe zu ermöglichen und zu ermutigen mit Zugaben“*⁴⁹. Etwa Aufmerksamkeit, Miteinander und Dank. In diesem Sinne rief die EKD-Synode dazu auf, Teilhabe am Ehrenamt allen, auch Arbeitslosen, Geringverdienenden oder Migranten zu ermöglichen, Freiwilligendienste zu fördern und ehrenamtliches Engagement durch Fortbildung und Werschätzung zu unterstützen.⁵⁰

⁴² meint: (radikale) Veränderung des Blickwinkels

⁴³ 25. bis 29. Oktober 2009 in Ulm. Schwerpunktthema: „Ehrenamtliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“

⁴⁴ Beschluss zur Kundgebung zum Schwerpunktthema „Ehrenamt Evangelisch.Engagiert“, Ulm 2009, S.2

⁴⁵ ein Verhalten, das mehr dem Gemeinwohl als dem Eigenwohl verhaftet ist, auch wenn dies mehr „Kosten als Nutzen“ für den Einzelnen bedeutet. Umgangssprachlich oft als „selbstlos“ bezeichnet

⁴⁶ ebd.

⁴⁷ Philipp Stoellger, Ehrenamt zwischen Gabe und Tausch. Potentiale und Probleme des ehrenamtlichen Engagements, Manuskript S.3.4

⁴⁸ ebd. S.5

⁴⁹ ebd

⁵⁰ Beschluss zur Kundgebung zum Schwerpunktthema „Ehrenamt Evangelisch.Engagiert“, Ulm 2009, S.4-7

3.1.4 Ehrenamtlicher Dienst in der Gemeinschaftsbewegung

Auch Gemeinschaftsleute sind Kinder Gottes und Kinder ihrer Zeit. Die biblische Dimension vom Priestertum aller Gläubigen, die paulinische Leib- und Charismenlehre reichen als Begründung ehrenamtlicher Mitarbeit tiefer als dies gesellschaftliche Konzeptionen tun. Und in der Tat gilt festzuhalten, was schon im Einladungsschreiben zur Gnadauer Konferenz 1888 festgehalten war, nämlich, dass *„die Mitarbeit im Reich Gottes nach evangelischer Lehre nicht allein Recht, sondern auch Pflicht aller Gläubigen sei“*⁵¹. Wir haben in Verkündigung und Lehre, im geschwisterlichen Gespräch wie in unseren Mitgliedsstatuten die Aufgabe, darauf immer wieder hinzuweisen. Ich spreche deshalb auch nach wie vor bewußt vom „Dienst“ in der Gemeinschaftsbewegung. Dennoch ist es auch bei uns so, dass Wenige viel und Viele nichts oder nur wenig tun. Das kann uns keineswegs zufrieden stellen. Ursächlich dafür mag unter anderem sein, dass der von Wilhelm Löhe geprägte Satz *„mein Lohn ist, dass ich dienen darf“* das Lebensgefühl der Kinder Gottes in dieser Zeit nun eben nicht mehr trifft. Es wird deshalb, im Sinne der Ausführungen von Prof. Stoellger, wichtig sein, dass wir „Gabe mit Zugabe“ verbinden. Ehrenamtlicher Einsatz in unseren Gemeinschaften bedarf der Wahrnehmung, der Begleitung, der Wertschätzung und auch der Fortbildung. Auch wenn Gabenorientierung nicht alles ist und der Dienst im Reich Gottes keine Wunschveranstaltung, dürfen wir nach Übereinstimmungen zwischen Interessen, Befähigungen und Begabungen und Aufgabenfeldern in unseren Gemeinschaften und Gemeinden suchen. Ehrenamtlich Mitarbeitende erwarten mit Recht, dass sie ein Aufgabenprofil erhalten, dass sie bei Bedarf angeleitet und begleitet werden, dass eine qualifizierte Rückmeldung zu ihrer Arbeit erfolgt, dass ihre Leistung zeitlich in Dauer und Länge eingegrenzt wird. Damit die eigenen materiellen Grenzen Mitarbeit nicht hindern, sollte selbstverständlich Ausgabenersatz geleistet werden. Teilhabe am Priestertum aller Gläubigen beinhaltet auch, dass Mitarbeitende offiziell vorgestellt, in einem Gottesdienst eingeführt und ebenso auch wieder entlassen werden. Wertschätzung geschieht durch Kommunikation in Mitarbeiterkreisen, durch die Eröffnung sinnvoller Fortbildungsangebote, durch gelegentliche Mitarbeiterfeste wie durch kleine Präsente, etwa zum Geburtstag oder zu Weihnachten. Ein Glied, das sich für den Leib einsetzt, erwartet biblisch absolut mit Recht, dass dieser Leib dann auch Anteil nimmt an seinen Freuden und seinem Leid. Auch das Ehrenamt in den Gemeinschaften braucht gut ausgebildete Begleiter, braucht Hauptberufliche und „Profis“, die für sie da sind. Mitarbeit kann ebenso an omnipräsenten und allzuständigen, wie an grundsätzlich abwesenden und faulen Hauptamtlichen scheitern. Ebenfalls demotivierend ist es, wenn bestimmte Personen gewisse Aufgaben, oftmals schon lange, wahrnehmen, ohne dass anderen die Möglichkeit zur Mitarbeit in diesem Bereich eröffnet wird. Es sind oftmals die Kleinigkeiten, die darüber entscheiden, ob eine Gemeinschaft „als Leib“ glaubhaft und einladend ist oder eben nicht. Es muss in der Gemeinde transparent sein, wer, warum, wo, wie lange und unter welchen Bedingungen mitarbeitet und in welchem Bereich Menschen für die Mitarbeit gesucht werden.

Für die Zukunft der Gemeinschaftsbewegung gibt es zum gelehrten und gelebten Dienst Ehrenamtlicher keine Alternative. Wir nutzen damit auch die Chance, der vorhin ausgeführten Milieuverengung entgegen zu treten. Wir leisten in vielen Bereichen Arbeit, die für am Ehrenamt Interessierte ansprechend und attraktiv ist. Dabei können wir in vielen Bereichen auch Menschen einsetzen, die in Glaubensfragen selbst noch auf der Suche sind. So manche Hinwendung zu Christus hatte ihren Ursprung nicht im evangelistischen Angebot, sondern in der Mithilfe beim Kindergottesdienst, in der Anspielgruppe oder dem Musikteam. Und so

⁵¹ Die Berechtigung, die Notwendigkeit und die Grenzen der Laientätigkeit in: G.J.Pfleiderer, Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.-24.Mai 1888). Über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Laientätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, über Heiligung, Bibel- und Gebetsstunden u.a., Gnadau 1888. Neubearbeitet von Johannes Dreßler, Berlin 1987, S.14.

manches Mal eröffnen sich sinnvolle neue Arbeitsfelder einer Gemeinschaft dadurch, dass sie Menschen, nach ihren Wünschen und nach den von ihnen gesuchten Betätigungsfeldern fragt. Das Priestertum aller Glaubenden ist nicht zuletzt deshalb für die perspektivische Arbeit der Gemeinschaftsbewegung unerlässlich, weil sich nur so die diakonische und missionarische Dimension, zudem noch milieuüberschreitend, bewältigen lässt. Dabei müssen wir uns wohl lösen vom bisherigen, engfassten Verständnis von Gemeindemitarbeit. Michael Herbst etwa wirbt für eine „inkarnatorische Mission“, speziell um Konfessionslose zu erreichen.⁵² Unser Gemeindebild wird entscheidend mitbestimmen, nach welchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ehren-oder hauptamtlich, wir denn eigentlich suchen.⁵³ Und wir müssen unsere Leitungsverantwortlichen so schulen und ermutigen, dass sie sich diesen Fragen wirklich auch kompetent stellen können. In diesem Zusammenhang können wir dann vielleicht auch etwas von der Erklärung der EKD-Synode lernen, die ja ausdrücklich nicht nur zum gemeindlichen, sondern auch zum gesellschaftlichen Engagement ermutigt hat. Hier sehe ich für die Gemeinschaftsbewegung Nachholbedarf. Es wäre für die Zukunftsfähigkeit unserer eigenen Arbeit wichtig, dass wir Menschen auch zum sozialen oder politischen Dienst über unsere Arbeitsgrenzen hinaus ermutigen - und dann auch freistellen und begleiten. Wir vergrößern damit unsere „missionarischen Flächen“ und erweitern unseren Horizont. Beides halte ich für perspektivisch unabdingbar.

Wer den Dienst in der Gemeinde besonders unter dem Aspekt der Evangelisation betrachtet, wird also auch darauf achten, dass Menschen durch gemeindliches Engagement in ihren Sozialbezügen nicht aufgesogen werden. Es kann nicht sein, dass die Pflege sozialer Kontakte in der Familie, der Nachbarschaft oder im beruflichen Umfeld unter „gemeindlichem Generalverdacht“ steht. Mir ist bewußt, dass die sogenannte „Mitarbeiterdecke“ in vielen Gemeinschaften und Werken bis zum Zerreißen gespannt ist. Oftmals müssen sogar Arbeitsbereiche eingestellt werden, weil eben nicht mehr genügend Mitarbeitende zu finden sind. Auch wenn es unsensibel klingen mag, will ich festhalten, dass der „Verschleiß der Wenigen“ einen unvermeidlichen Auflösungsprozess höchstens verschieben, aber nicht aufhalten wird. Wo die ehrenamtliche Struktur nicht mehr „gesund“ ist und auch durch eine umfassende Professionalisierung des Vorgehens in diesem Bereich nicht wieder genesen kann, ist der Bestand einer Arbeit im höchsten Maß gefährdet. Ich sehe für Verbands-, Einrichtungs-, und Werksleitungen eine ganz besondere Verantwortung in einem „Top-down-Prozess“ die Sensibilität für diese Frage zu erhöhen, Fehlentwicklungen zu korrigieren und auch Umbrüche oder sogar Abbrüche festzustellen und zu begleiten.

3.2. Hauptamtlicher Dienst in der Gemeinschaftsbewegung

Es ist gut und richtig, dass wir in der Gemeinschaftsbewegung den Dienst unserer Hauptamtlichen vom Ehrenamt her bedenken. Das ist auch deshalb zielführend, weil wir die Schwierigkeiten, etwa der evangelischen Kirchen teilen, die gewonnene geistlich-theologische Erkenntnis nun auch realiter ins Alltagsleben unserer Gemeinschaften und Verbände hineinzutragen. 1987 verabschiedete die Gnadauer Mitgliederversammlung (West) „Leitlinien für den Dienst des Predigers in der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung“ in denen es u.a. heißt: *„das biblische Zeugnis vom allgemeinen Priestertum bestimmt Wesen und Auftrag der Gemeinschaftsbewegung. Der Prediger hat mit seiner Berufung und Beauftragung besondere Verantwortung in Verkündigung und Seelsorge und ist zugleich als*

⁵² M.Herbst, Die Ernte ist groß - Bittet den Herrn der Ernte in: C.Morgner (Hg.), Das lässt hoffen, S.45f.

⁵³ der soeben schon zitierte Aufsatz von Michael Herbst ist für diese Fragestellung absolut hilfreich und weiterführend: M.Herbst, Die Ernte ist groß - Bittet den Herrn der Ernte in: C.Morgner (Hg.), Das lässt hoffen, S. 40-64

Bruder unter Brüdern eingebunden in die Lebens- und Dienstgemeinschaft seines Arbeitsbereiches.“⁵⁴

Wir müssen feststellen: Der Pfarrerzentrierung in der Kirche entspricht vielerorts eine Predigerzentrierung in den Gemeinschaften. Dies wird oftmals wechselseitig durch eine „Konsummentalität“ der Mitglieder und Freunde einer Gemeinschaft, aber auch durch ein gewisses „Statusdenken“ Hauptamtlicher befördert. Dabei ist vollkommen klar: beide Gruppen brauchen einander. Wir wollen nicht zurück hinter den, heute oftmals hochqualifizierten Dienst unserer berufenen Hauptamtlichen und ebensowenig hinter die Befähigung und Beauftragung eines jeden Christenmenschen zum Dienst in der Gemeinde. Wir müssen uns fragen, welche Sicht von Hauptamtlichkeit aus unserer Beauftragung „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ heute folgt. Wir sind vom Evangelisten, über den Prediger als „Gehilfendienst am Wort“ in gewisser Anlehnung an das „geordnete Hirtenamt“ der Kirche⁵⁵, über Reiseprediger, Gemeinschaftspfleger, Bezirksprediger, Stadtmissionare bis hin zu „Gemeinschaftspastoren“ im südlichen Bereich unserer Arbeit einen weiten Weg gegangen. Diesen Weg stelle ich keineswegs in Frage, aber ich halte es für wichtig, dass wir uns Rechenschaft darüber ablegen, was unsere Hauptamtlichen denn vorrangig tun sollen. Die hohe Qualität der Ausbildung an unserern Ausbildungsstätten, die sich in vielerlei Hinsicht vor einem Universitätsstudium nicht verstecken braucht, hat ebenso wie die gesellschaftlichen Entwicklungen dazu beigetragen, dass sich das Selbstverständnis eines Predigers, einer Predigerin (!) verändert hat. Wir merken das bei der Infragestellung der Residenzpflicht, bei Fragen der Berufstätigkeit des Ehepartners, bei der Abgrenzung von Dienst und Privatleben, wie etwa auch bei der wachsenden Unlust vieler (nicht aller !) unserer Studierenden, eine sogenannte „Bezirksarbeit“ zu leisten. In vielen Köpfen und Herzen, so erscheint es mir, wird von Gemeinschaftsarbeit im 21. Jahrhundert als Gemeinschaftsgemeinde mit umfassendem Angebot ausgegangen, das sich dann von einer landeskirchlichen Gemeinde oft nur noch durch den „pietistischen Zungenschlag“ und von einer „freien evangelischen Gemeinde“ durch die Innerkirchlichkeit unterscheidet. Das kann dann dazu führen, dass auch im Miteinander der Hauptamtlichen, auf Vertreter eines ergänzenden Dienstes (Modell 1) eher mitleidig herabgeschaut wird. In meiner kurzen Amtszeit habe ich lebendige, innovative Gemeinschaften nach Modell 1 ebenso kennen gelernt wie sinnvoll und zukunftsweisend gelebte Modelle der partiellen Stellvertretung (Modell 2) und des alternativen Dienstes (Modell 3). Gerade angesichts soziologischer Erkenntnisse ist noch längst nicht gesagt, dass in einer „Kopie einer landeskirchlichen Gemeinde“ mehr Zukunftspotential liegt als in einem innovativ gelebten Modell 1 oder 2. Wenn meine Beobachtung wirklichkeitsnah ist, dann bestehen hier Reibungsflächen, die nur durch eine Klärung unseres Predigerbildes (ich darf als „naiver Neuling“ dabei noch einmal betonen, für wie hilfreich ich zumindest größere Klarheit über ein Predigerleitbild - oder mehrere Predigerleitbilder - in unserer Bewegung halten würde) und durch einen intensiven Dialog mit unseren Ausbildungsstätten positiv reduziert werden können.

Jedenfalls möchte ich unsere Hauptamtlichen nachdrücklich dazu ermutigen, ihre Berufung und ihren Beruf als eine „Hauptamtlichkeit sui generis“⁵⁶ zu verstehen. Nicht allzu selten bin ich Predigern begegnet, die für ihre eigene Tätigkeit am landeskirchlichen Pfarrdienst Maß genommen haben. Eine solche Fehleinschätzung wird weder der Dienstgemeinschaft in der Gemeinschaftsbewegung noch der besonderen Berufung der Gemeinschaftsbewegung gerecht. Hauptamtlich Mitarbeitende in einer Bewegung für „Gemeinschaftspflege und Evangelisation“ haben zu einem gewichtigen Teil ganz andere Aufgaben als Pfarrerinnen und

⁵⁴ ebd. S. 311

⁵⁵ so Theodor Christlieb nach Th. Schneider, Bruderschaft und Dienstgemeinschaft in: K.Heimbucher Hg.), dem Auftrag verpflichtet, Gießen 1988, S. 325

⁵⁶ meint: „Hauptamtlichkeit ganz eigener Art“

Pfarrer. Ich halte es für wesentlich, dass wir berufungsmäßig selbstbewußt das „Eigene“ tun, anstatt nach „dem anderen“ zu schielen.⁵⁷

Schließlich ist in unserer Zeit mit Recht vielfältig von den Kompetenzfeldern eines Hauptamtlichen/einer Hauptamtlichen die Rede. Dabei könnte man angesichts der Vielzahl der erforderlichen oder wünschenswerten Kompetenzen schnell den Überblick verlieren, bzw. alle möglichen Kompetenzen als gleichrangig betrachten. Ich möchte deshalb vier Kompetenzfelder benennen, die ich für unabdingbar in unserer „Gemeinschaftsbewegung heute“ halte. Und ja, Menschen, die über diese Kernkompetenzen nicht in ausreichendem Maße verfügen, würde ich ermutigen, über die Frage der Berufswahl noch einmal ganz neu nachzudenken. Aus meiner Sicht sind theologische, missionarische, sozial-kommunikative Kompetenzen sowie Leitungskompetenzen unersetzlich. Unter „sozial-kommunikativer Kompetenz“, das möchte ich erläuternd ausführen, verstehe ich das Vermögen freundlich und offen auf Menschen zuzugehen und mit ihnen sprechen zu können. Beziehungseröffnend in ihrem Auftreten und in ihrer Sprache müssen unsere Hauptamtlichen sein. In den vergangenen Jahren trug ich Verantwortung für über 30 Pfarrerinnen und Pfarrer. Ich habe in persönlichen Gesprächen immer wieder darauf hingewiesen, dass die gesellschaftlich stark in der Erosion befindliche „Amtsautorität“ freundlich höfliches Benehmen, einen angemessenen Kleidungsstil, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit einfach nicht (mehr) ersetzen kann. Wir wissen theoretisch alle, dass wir „nicht nicht kommunizieren“ können und haben doch oft schon „verloren“, bevor wir den Mund geöffnet haben. Gerade weil das Berufsbild des Predigers, der Predigerin höchstens noch von einer „Amtsautorität nach innen“, gewiß aber nicht gesellschaftlich, getragen wird, können Freundlichkeit, Höflichkeit, eine gewisse Eloquenz und Offenheit bedeutende Kompetenzvorteile sein.

Ein wenig vermute ich, dass Ihnen das „Streitpotential“ gerade bei meinen Ausführungen zur Hauptamtlichkeit nicht verborgen geblieben ist. Deshalb will ich nochmals betonen, dass meine Überlegungen sich von den Prämissen Evangelisation, Gemeinschaftspflege und Priestertum aller Gläubigen haben leiten lassen. Gibt es eine Hauptamtlichkeit „sui generis“ für die Gemeinschaftsbewegung und wie sieht diese aus ?

Das ist die bleibend spannende Frage, von dessen Beantwortung unser Erscheinungsbild in und unser Dienst an der Öffentlichkeit wesentlich bestimmt sein wird.

4. An auftragsgemäßen Strukturen arbeiten

Strukturelle Fragen sind für die Entwicklung unserer Verbände, Organisationen und Werke nicht unbedeutend. Das wissen wir. Es ist spannend, Strukturfragen und ihre Verbindung zu inhaltlichen Positionen aus der Sicht eines Dachverbandes zu betrachten, gerade dann, wenn es sich, wie in meinem Fall, um erste Eindrücke handelt. Ich will keinesfalls besserwisserisch formulieren, was mir bedenkenswert erscheint.

- wir haben in der letzten Mitgliederversammlung, ausgehend vom kirchlichen Impulspapier „Kirche der Freiheit“ in Gruppen darüber diskutiert, ob wir einen ähnlichen Prozess für unsere Bewegung brauchen. Die Antworten, die die Vorstandsmitglieder aus den einzelnen Gruppen zusammengetragen haben, zeichnen, wie vielleicht nicht anders zu erwarten, ein sehr widersprüchliches Bild. Es reicht vom Appell, gerade als Dachverband einen Zukunfts- und Strukturprozess top-down zu beginnen, über die Bitte, dies nur auf Anfrage und beratend zu tun, bis zur Feststellung, dass die Unterschiedlichkeit unserer Mitgliedsorganisationen ein solches Vorgehen nicht erlaube. Es gab Vorschläge, einen Organisationsentwickler für den Gnadauer Raum zu suchen und einzuarbeiten, der dann - bei Bedarf - den Mitgliedswerken zur Verfügung

⁵⁷ vgl. ebd. S.328

- stehen könne oder eine „Spurgruppe Zukunft“ auf Gnadauer Ebene für wenige Treffen zu bilden, die dann der Mitgliederversammlung Vorschläge zu unterbreiten hätte.
- in meinem ersten Präsesbericht ist es mir wesentlich aufzuzeigen, dass es unser Auftrag, unsere Berufung notwendig macht, dass wir über die Angemessenheit unserer Strukturen nachdenken. Ich sehe eine Dynamik der Verselbständigung unserer Strukturen, die wir reflektieren müssen. Wir stehen in der Gefahr, uns nicht mehr an unserem Auftrag, sondern am Erhalt des „status quo“ oder am finanziell Machbaren zu orientieren. Dann sind wir aber definitiv keine Glaubensbewegung mehr. Für mich steht außer Frage, dass wir strukturelle Veränderungen brauchen und dass uns die Auftragsorientierung und nicht Finanznot dazu motivieren sollte.
 - wenn wir uns an unserem Auftrag orientieren, werden wir gar nichts anders können, als unsere Arbeit an vielen Orten zu verändern. Wir brauchen, das ist mir in vielen Gesprächen vermittelt worden, neue Schritte zu den Menschen, hinein in unsere Gesellschaft. Wenn wir Neues beginnen, werden wir auch Altes bewusst, mit Respekt und Trauer aufgeben müssen. Ein nächster großer Gnadauer Kongress, über den Generalsekretär Theo Schneider detailliert informieren wird, soll zu „Neuen Schritten“ in ganz unterschiedlicher Weise ermutigen.
 - nach meiner Einschätzung werden Gemeinschaftsverbände auch eine gewisse Größe brauchen, um sinnvoll arbeiten zu können. Ich benenne diese Größe nicht und will auch betonen, dass wir uns derartige Prozesse nicht aus finanziellen Nöten aufdrängen lassen, sondern vorher handeln sollten. Es geht mir dabei nicht ums finanzielle Überleben, sondern um das auftragsgemäße Handeln.. Das braucht meines Erachtens einen gewissen Horizont, Gemeinschaftserfahrungen, Kompetenzen, die aus reflektierten Kommunikationsprozessen für Ehren- und Hauptamtliche sowie aus Spezialisierungsmöglichkeiten für Hauptamtliche erst entstehen. Ich staune schon ein wenig, dass die Landeskirchen auf diesem Gebiet eine höhere Mobilität vorweisen als wir das tun. Dabei zeigt sich ja an den kirchlichen Fusionsprozessen, dass neben den finanziellen Fragen, dabei Struktur- und Kompetenzfragen eine ganz wesentliche Rolle spielen.
 - als meine wichtigste Beobachtung möchte ich benennen, dass wir noch viel zu wenig Synergieeffekte aus Kommunikation und Begegnung nutzen. Dafür einige Beispiele:
 - wir können die Übergänge von Jugendarbeit zur Gemeinschaft/Gemeinde noch besser gestalten. An vielen Orten und in vielen Verbänden gelingt dies, gerade auch im Zusammenspiel von EC und Gemeinschaften, gut. An anderen Orten finden Jugendliche nicht den Weg in die eigene Gemeinschaft. Wo das so ist, müssen wir daran arbeiten. Unbedingt.
 - wir können die Übergänge von Gemeinschaft zu Gemeinschaft noch besser gestalten. Es ist eine bedauernde Tatsache, dass Mitglieder oder Freunde nach einem beruflich oder familiär bedingten Umzug unsere Arbeiten verlassen und am neuen Wohnort in der Gemeinschaft nicht erscheinen. Wenn dies ein bewusster Entscheidungsprozess nach Kontakten und Begegnungen ist, dann müssen wir das akzeptieren. Wenn es aus Desinteresse an der zukünftigen geistlichen Heimat der Gemeinschaftsleute oder aus Frust über deren Weggang geschieht, müssen wir daran arbeiten. Unser Blick sollte über den eigenen Gartenzaun hinausreichen und es möglich machen, dass wir den zukünftigen Wohnort erfragen und Verbindung zur nächstgelegenen Gemeinschaft herstellen. Wir wissen nicht, ob Menschen dann über diese Brücke gehen. Dass wir sie nicht bauen, das halte ich für fahrlässig. Im übrigen ist es doch denkbar, dass im Falle eines vermittelten Gemeinschaftswechsels, nach gemeinsamer Absprache, der Mitgliedsbeitrag noch für eine gewisse Zeit bei der abgebenden Gemeinschaft verbleibt und dann in prozentualen Schritten immer mehr auf die neue Heimat

übertragen wird. Auf diese Weise wäre beiden Seiten geholfen und ein sinnvolles Anteilnehmen ermöglicht worden.

- überhaupt habe ich bisher von zu wenigen Begegnungen und Partnerschaften zwischen unseren Verbänden und Gemeinschaften erfahren. Was hält uns davon ab, zwischen Bayern und Westfalen, der Pfalz und Ostfriesland, vor allem aber zwischen Ost und West die Kontakte zu vertiefen? Die unterschiedlichen Arbeits- und Lebens- und Glaubensverhältnisse in GANZ Deutschland, aber gerade zwischen West und Ost sind noch nicht aufgearbeitet. Horizonterweiterung und Anteilnahme könnte unsere Arbeit als Gemeinschaftsbewegung intensiv befruchten. Wir haben Gemeinschaften, die ohne eigenes Verschulden und obwohl sie in einer missionarischen Situation stehen, ihre Arbeit nicht mehr finanzieren, aber dafür Gastfreundlichkeit oder spezifische Erfahrungen aus der Arbeit mit Kindern oder Senioren anbieten können. Wir unterstützen - mit Recht - missionarische Projekte in der ganzen Welt, aber für unsere eigenen Geschwister im eigenen Land haben wir keine Mittel? Auch wenn ich hierzu eher skeptische Stimmen gehört habe will ich an Sie appellieren, den Kopf aus den bisherigen Strukturen und Verknüpfungen ein wenig zu heben und solche Partnerschaften des beidseitigen Gebens und Empfangens bewußt zu initiieren. Wir könnten unsere missionarische Ausrichtung auch strukturell dadurch festigen, dass unsere Gemeinden und Gemeinschaften entweder selbst verheißungsvoll missionarisch arbeiten oder an einer Neugründung von Hauskreisen, Zielgruppenarbeit oder einer Gemeinde beteiligt sind oder aber - wenn die eigene Situation ein solches missionarisches Arbeiten nicht ermöglicht - eben die missionarische Arbeit anderer Gemeinschaften, auch in anderen Landesteilen und Verbänden, personell und materiell unterstützen.
- schließlich ist die Frage der Kommunikation, des Austauschs, der Vernetzung auch eine Existenzfrage für den Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverband. Ich bin dankbar, dass nach außen die Wichtigkeit einer Repräsentanz des innerkirchlichen Pietismus in Zeiten kirchlicher Zentralisierungstendenzen allseits anerkannt wird und dass nach innen bei Leitungspersonen und Multiplikatoren „Gnadau“ als „Heimat“, als emotionale Rückbindung, als Ort der weitestreichenden Identifikation eine große Bedeutung hat. Wir wissen aber, dass es extrem schwierig ist, Menschen unserer Gemeinschaften schon von der Notwendigkeit und Wichtigkeit eines Verbandes oder einer regionalen Organisation zu überzeugen. „Gnadau“ ist dann ganz weit weg. „Was habe ich von Gnadau?“ Diese Frage wird immer wieder, vielleicht zukünftig noch mehr gestellt und wir, als Funktionsträger dieses Dachverbandes, wollen uns dieser Frage stellen. Deshalb werden wir nicht müde zu vernetzen, vor Ort präsent und ansprechbar zu sein. Wir können diese Aufgabe aber nicht alleine leisten und sind von Herzen dankbar für alle, die sich im Vorstand, in den Arbeitskreisen und auf andere Weise für diese dachverbandliche Arbeit einsetzen. Dennoch erfüllt es mich mit Sorge, wenn wir bei Angeboten des Dachverbandes, obwohl in der Mitgliederversammlung vorgestellt und begrüßt, nicht mehr davon ausgehen können, dass die Informationen und Einladungen an der Basis ankommen und dann dort auch beachtet werden. Wir brauchen Unterstützung, damit bei inhaltlich guten und kompetenten Seminar- und Kongressangeboten die Geschwister aus den Gemeinschaften sich dann auch wirklich einladen lassen. Ich freue mich über den Erfolg von „Willow“ und habe deshalb auch bewußt Ende Januar in Karlsruhe teilgenommen. Und trotz allem Gutem werden die vielen Teilnehmenden aus unseren Kreisen dort nicht pietistische Identität und Vernetzung innerhalb der Gemeinschaftsbewegung erlebt haben. Für mich ist es schwer erträglich, dass es uns, denen ja sowieso Theologiefeindlichkeit vorgeworfen wird, nicht gelingen soll, eine anspruchsvolle und gut besuchte theologische Tagung abzuhalten. Wir brauchen die

theologische Arbeit in der Breite und Tiefe unseres Verbandes. Sie ist auch die Voraussetzung für die grundsätzliche und konkrete Auseinandersetzung mit vielen ethischen Fragen, die uns zukünftig vermehrt beschäftigen werden. Und ich will hier auch nicht verschweigen, dass es mich nicht zufrieden stellt, welche Verbreitung „WIR“ als überregionales Blatt der Gemeinschaftsbewegung gefunden hat. Ich kann verstehen, dass die regionalen Blätter eine hohe Bedeutung für die Verbände und Werke haben und dass es immer wieder gute Gründe geben mag, warum eine Verbindung von „WIR“ mit Regionalteil nicht praktikabel ist. Aber die Gefahr ist groß, dass erst dann, wenn es „WIR“ als ein relevantes pietistisches Magazin mit aktuellen Themen und Beiträgen aus dem ganzen Gebiet der Gemeinschaftsbewegung nicht mehr gibt, erkennen, dass uns damit eine Identifikationsfläche, ein „Gesicht“ unserer Bewegung genommen worden ist. In beiden Fällen, Teilnahme an Gnadauer Angeboten und überregionales Magazin als Visitenkarte, hilft eben letztlich doch nur „mit gutem Beispiel“ voranzugehen, sich wirklich einzusetzen, aktiv zu werben und zu überlegen, wie sich lokale und regionale Interessen mit den überregionalen Gesichtspunkten befriedigend verbinden lassen.

5. Schlußgedanken

Ich breche an dieser Stelle bewußt ab. Hoffentlich, liebe Schwestern, liebe Brüder konnte ich vermitteln, wie sehr mir daran liegt, dass wir, bei aller Unterschiedlichkeit der Werke und Verbände, unseren gemeinsamen „Gnadauer“ Weg weiterhin gehen. In den vergangenen Wochen hat mich, ausgelöst durch die Bibellese, das Bild der „Landnahme“ nicht mehr losgelassen⁵⁸. Das Volk Israel tritt fast 40 Jahre auf der Stelle, weil Furcht und Unglaube sie davon abhalten, Gottes Führung zu vertrauen. Das ihnen zugesagte Land lässt sich zudem nicht erobern, wenn Gott nicht mit ihnen ist. Wo stehen wir ? Gibt es Raum, den wir im Namen Gottes, vertrauensvoll und gehorsam, einnehmen sollten ? Mit neuen Schritten ? Oder haben wir unseren Raum schon eingenommen und es ist an uns, ihn nun auch bleibend zu kultivieren und auszufüllen ? Oder treten wir auf der Stelle, weil uns Sorgen und Bedenken größer erscheinen als die Verheißungen und die Führungen unseres Gottes ? Ich kann das wirklich nur fragen, ohne die Antwort zu kennen. Aber ich weiß, dass das Volk Israel auf allen Stationen den Beistand seines Gottes erfahren hat. Dass es immer darum ging, horchend und gehorsam den Möglichkeiten Gottes zu vertrauen. Das wollen wir tun und dankbar und zuversichtlich den uns gewiesenen Weg gehen. Wir haben eine lange ermutigende Geschichte der Platzanweisung Gottes. Uns sind offene Türen geschenkt - in Vergangenheit und Gegenwart. Viele Menschen engagieren sich mit großem Einsatz umfassend, ehren- und hauptamtlich, in unseren Gemeinschaften, Werken und Organisationen. Vielerorts gibt es erkennbare Aufbrüche oder den klaren Wunsch von Neuem loszugehen. Es gibt keinen Grund zu resignieren oder pessimistisch nach vorne zu schauen. Uns ist, gemeinsam mit vielen anderen, die beste Botschaft für diese Welt anvertraut. Heilsbotinnen und Heilsboten dürfen wir sein, denn „Siehe, Dein Heil kommt!“

⁵⁸ 4.Mo 13.14; 5.Mo 1